

Es ist zwar etwas Verbotenes, aber auf der anderen Seite haben sich auch die Gesellschaft und die politische Situation geändert.

I. D.-P.: Rechtsextreme Jugendliche sind äußerlich nicht mehr wirklich erkennbar. Springerstiefel mit weißen Schuhbändern, das war einmal. Der Dresscode ändert sich sehr schnell.

B. K.: Das zeigt, dass die Szene hoch flexibel ist, dass sie andere Methoden und Mittel suchen, um die Gesellschaft nach ihren Idealen umzuformen und Einfluss zu gewinnen.

Wird der Rechtsextremismus mit der Wirtschaftskrise zunehmen?

B. K.: Vor allem bei den Jugendlichen, die einmal den Eintritt ins Erwerbsleben schaffen müssen, da denke ich, steht uns noch einiges bevor.

Wo könnte man präventiv ansetzen?

B. K.: Eine wirklich fundierte politische Bildung der Jugendlichen wäre enorm wichtig. Da wird noch viel zu wenig angeboten. Ein weiterer Punkt ist der Staat. Nicht tolerieren, sondern aktiv dagegen vorgehen und demonstrieren, dass ein demokratisches Gemeinwesen das nicht duldet.

Also keine „Lausbubenstreiche“.

I. D.-P.: Nein. Der Schock, wenn um sechs in der Früh die Polizei daheim anläutet, der ist nicht von schlechten Eltern.

B. K.: In Mecklenburg-Vorpommern ist eine Kursänderung in diese Richtung erfolgt, und da



Markus Feichtinger, Erika Breuer, Gerald Rachbauer, Thosten Rathner und Cathrin Dorner (v.l.n.r.) sind fünf von 50 Studierenden, die rechtsextreme Jugendliche im Diversionsprojekt begleitet haben. Fotos: privat

sind die Straftaten und Provokationen signifikant zurückgegangen. Das inkludiert auch, dass man durch das entschiedene Auftreten der staatlichen Stellen die Bürger ermutigt, sich entschieden dagegenzustellen. Da wird immerfort nach Zivilcourage gerufen, aber wenn ich nicht sicher sein kann, dass die Staatsgewalt auch hinter mir steht, wenn ich Zivilcourage ausübe, dann werde ich es mir sehr gut überlegen.

Wäre es vor dem heutigen Hintergrund sinnvoll, ein Projekt wie das Ihre wieder einzuführen?

I. D.-P.: Ja. Es gibt im Moment gar nichts in diese Richtung.

Diversionsprojekt

50 Studierende haben die Jugendlichen als Tandempartner in dem Diversionsprojekt begleitet. Nach jeder Input-Einheit fanden sich die Tandems zusammen und besprachen, was sie zuvor gehört hatten. Das Diversionsprojekt bezeichnen die ehemaligen Studierenden heute als Erfahrung, aus der sie sehr viel gelernt haben.

Thorsten Rathner (31): Ich habe zwei Probanden betreut, und meine Erfahrungen waren sehr positiv. Beide haben sich nach einer kurzen Zeit geöffnet und deutlich gemacht, dass sie bereits sehr weit weg von

der Szene sind. Ich denke, dass man eine medial geprägte Vorstellung von rechtsradikalen Jugendlichen hat. Ich habe gelernt, Vorurteile zu überdenken, zu akzeptieren, dass es auch Mitläufer gibt und den Hintergrund zu sehen. Einer meiner Probanden war zum Beispiel sehr übergewichtig, in der Szene konnte er sich Respekt verschaffen. Es ist wichtig, die Hintergründe zu sehen, ohne verharmlosen zu wollen.

Erika Breuer (47): Die Zusammenarbeit mit den Jugendlichen war problemlos. Es waren oft Außenseiter, die in rechtsextremen Gruppierungen Anschluss gefunden haben und dort extrem aufgewertet wurden. Sie konnten kleine Funktionen übernehmen. Dort ist man wer, man wird gehört. Ich arbeite nach wie vor mit Jugendlichen. Ich habe keine Angst, wenn fünf Typen in Bomberjacken auf mich zukommen, weil im Grunde sind das arme Würstel. Etwas sofort zu verurteilen ist nicht sinnvoll, Dinge gehören diskutiert. Ich habe das Diversionsprojekt als gegenseitiges Geben und Nehmen erlebt, das Horizonte erweitern kann.

Gerald Rachbauer (31): Ich habe mit meinen beiden Probanden durchwegs positive Erfahrungen gemacht. Der eine war sehr verschlossen, der andere offen – so, wie ganz normale Jugendliche sind. Klar hatte ich vor dem Projekt gewisse Vorurteile, aber eigentlich waren das normale Jugendliche, die wo reingerutscht sind. Man lernt zu verstehen, wie rechtsextreme

Jugendliche in die Szene kommen und denken. Ich habe vier Jahre in einem Flüchtlingshaus gearbeitet. Die Erfahrungswelten der Jugendlichen dort waren ziemlich ähnlich.

Cathrin Dorner (34): Ich habe mehrere Probanden betreut, die sehr unterschiedlich waren. Einer war sehr unwillig, hat alles verweigert und nicht einmal einen Gedanken daran verschwendet, ob es Sinn ergibt, was er da sagt. Das war ein kleiner, schwächlicher Typ, der immer unterschätzt wurde und unschwellig aggressiv war. Dann gab es aber auch ganz andere Typen, die eigentlich sympathisch waren und mit denen man Spaß haben konnte, die nur durch Zufälle in die falsche Ecke geraten waren. Unter der Oberfläche kann oft etwas ganz anderes stecken.

Markus Feichtinger (33): Die meisten Jugendlichen waren klassische Mitläufer, die nicht über die Ideologie, sondern über Freundschaften in die rechtsextreme Szene gekommen waren. Während des Kurses gab es viele Aha-Erlebnisse: „Das habe ich gar nicht gewusst.“ Es gab schon auch ein paar, bei denen die Ideologie verfestigt war, da weiß ich nicht, ob das Projekt etwas geändert hat. Aber sie haben trotzdem etwas gelernt. Hätte man sie eingesperrt, hätte sich nichts geändert. Die Jugendlichen bekamen das Gefühl, dass sie ernst genommen werden. Wenn es nur ein Kurs gewesen wäre, wo jemand einen Vortrag hält, hätten sie wahrscheinlich abgeblockt.



Irene Dyk-Ploss hat einige der Probanden bei Fußballspielen wiedergesehen: „Da waren sie sehr freundlich.“ Derzeit arbeitet sie an der Evaluierung des Projekts. Foto: Sarah Hauer